

Die Verneigung vor dem Publikum

„Sehr geehrte Damen und Herren“, „Hochverehrtes Publikum“ und was der Phrasen der Achtung des Rezipienten mehr sein mögen, sie alle mögen ein wenig aus der Mode gekommen sein, heute heißt das, wenn das Publikum nicht überhaupt schamhaft verschwiegen wird: „Ihr da im Sektor“ - gestimmt haben sie aber genau genommen noch nie. Gerade zur Zeit der größten Reverenz vor dem Publikum blieb diese im wesentlichen formal. Sie galt weder für den Produzenten¹, der sein Publikum für prinzipiell unterlegen hielt und wenn überhaupt dann als Objekt betrachtete, und sie galt eben auch nicht für eine Medienwissenschaft, die mehr oder minder vom Paradigma der Kulturindustrie ausgehend, das Publikum in einen nahezu totalen Herrschaftszusammenhang verstrickt fand, indem es nur die Theorie überhaupt erkennen konnte. Befreien aber konnte dieses Publikum jedoch nur eine generelle Umwälzung der Verhältnisse und die steht, sollte mir nichts wesentliches entgangen sein, immer noch aus.

Medienwissenschaft konstatiert nicht nur mit jenen wenigen Ausnahmen, die ihre Hoffnung in eine befreiende Kraft medialer Technologie setzten, die Unterlegenheit und Abhängigkeit des Rezipienten, sie konstituiert sich vielmehr aufgrund dieses Wissens: Kommunikationswissenschaften und Medienpädagogik verweisen in diesem Kontext aufeinander: Die Kommunikationswissenschaften wissen das Notwendige über die Medien und die Pädagogik bringt den für kommunikabel gehaltenen Teil dem verehrten Publikum in homöopathischen Dosen bei. Die theoretische Rekonstruktion der Medien konstituierte sich insofern gegenüber seinem Publikum zunächst als Meisterdenken. Produzenten und die im Aufbruch begriffene Theorie, waren, wenn sie es gut meinten mit dem Publikum, Aufklärer, ansonsten Machiavellisten und Manipulateure. Da Manipulation sich in den Totalitätszusammenhang einordnete² wurde schnell klar, dass es ohne sie nun einmal nicht gehe, und Aufklärung und Emanzipation bedeuteten dann, dass alle zu Manipulateuren zu avancieren hätten. Nun das Publikum blieb auch in diesem Spiel die abhängige Variable.

Wenn also der Medienverkehr eine totalitäre Angelegenheit in einem eben solchen Zusammenhang ist, dann sollten solche Prozesse trotz aller per Definition ihnen zugewiesenen Nachteile zumindest über einen Vorteil verfügen: Sie sollten berechenbar sein. Die Totalität, die zudem eine bekannte Struktur aufweist, die es versteht, sich unbarmherzig durchzusetzen, von dieser Totalität weiß man nicht nur, was man von ihr zu halten hat, sondern man kann sie eben auch berechnen und mit Hilfe der Ergebnisse Prognosen mit Geltungsanspruch erstellen. Die Verfügung über das Kalkül machte erst den Denker zum Meister. Das Problem ist nur, dass dieser Status sich ebenso leicht, wie er behauptet wird, auch überprüfen lässt. Und die Überprüfung fiel zumeist ziemlich eindeutig negativ aus.

¹ Donsbach

² Enzensberger, Hans Magnus: Baukasten h

Das ökonomische Interesse an der Kontrolle des Rezeptionsprozesses ist dabei nach wie vor das denkbar größte: Die Kulturindustrie operiert eben im Gegensatz zur traditionellen handwerklichen Produktion mit z.T. erheblichem Kapitaleinsatz und da wäre eine gewisse Sicherheit des Rezeptionsverhaltens mehr als wünschenswert. Allerdings ist sie bei den Sicherungsstrategien über Handwerksregeln nicht wesentlich hinausgelangt: Von der ökonomisch attraktiven Kombination von kühlem Kalkül und sicherem Erfolg sind wir so weit entfernt wie je. Insofern nimmt es nicht wunder, dass irgend jemand für dieses hartnäckige Versagen des Kalküls verantwortlich gemacht wird: nämlich genau unser verehrtes Publikum. Das Publikum wird als Störung rekonstruiert und nur als Störung wird ihm überhaupt ein Subjektstatus zugebilligt.

Das Publikum ist also der Joker im Kalkül der Kommunikationswissenschaft: Seine Kompetenz soll die Inkompetenz wissenschaftlicher Modelle und Prognosen erklären helfen. Nun war das alte Subjekt, also etwa das der Kantschen oder Hegelschen Philosophie keineswegs als Lückenbüßer gedacht, sondern als Gipfel der Entwicklung oder zumindest als Ausgangspunkt möglicher Erkenntnis. Das Subjekt war also in jedem Fall ein Souverän und von einer kompensatorischen Funktion konnte keine Rede sein. Darüber hinaus war das Subjekt etwas, was noch viel wichtiger war und was politisch durchaus Karriere machte, es war egalitär.

Von Zielgruppen also keine Spur. Das ganze theoretische Kalkül der Aufklärung und ihrer Subjektphilosophie klappte nur mit dem gleichberechtigten, bürgerlichen Rechtsvertragssubjekt, einer Fiktion, die heute noch jedem Arbeitsvertrag zugrunde liegt. Die Differenzierung des Publikums war nicht nur nicht vorgesehen, sie war ausgeschlossen. Es waren alle dabei, sofern sie Vernunft hatten und das waren eben alle mit Ausnahme von Kindern und Irren, wie die bekannte Formel des englischen Empirismus lautete. Das Modell sah also keine Differenzierung vor, die Praxis schon. Die erste systematische Störung, die in diese Vorstellung eines so souveränen wie egalitären Subjekts eingebaut wurde, war eine vorübergehende: Das universal identische Subjekt wurde bei Marx durch das Klassensubjekt abgelöst, wie gesagt vorübergehend, denn am Ende stand nach wie vor das egalitäre und universale Subjekt. Der Idealismus wurde also seiner illusionären Grundlagen überführt, Hegel vom Kopf auf die Füße geholfen und das Subjekt als Aufgabe begriffen und eben nicht mehr als Faktum. Die Fiktionalisierung des Subjekts bzw. seine faktische Partialität bringt die Klassendifferenz ins Kalkül. Von dieser Differenz sollte sich die Reflexion der Medien wenigstens im Prinzip nicht mehr erholen, auch wenn sie der materialistischen Terminologie und Logik weitgehend abgesagt hat. Bei Marx gibt es also mehr als die eine Differenz der Vernunft, die in der Aufklärung allein über den Subjektstatus entschied, es trat die Klassendifferenz hinzu.

Diese Differenz wäre in unserem Kontext nicht weiter interessant, wenn sie nicht unser Grundverhältnis von Produzenten, Analytikern und Publikum beträfe. Wiewohl die ökonomische Position der

Analysierenden sich nur in den seltensten Fällen von denen ihres Publikums unterschied, schlugen zumindest die Analysierenden sich selbst ebenso vorbehaltlos auf die Seite des Bürgertums, wie sie ihr Publikum auf Seiten des Proletariats, also der Seite der ehemaligen Kinder und Irren, zunächst vermuteten, dann mehr oder minder gewohnheitsmäßig positionierten. Allenfalls übernahmen sie treuhänderisch die Interessen des Publikums. Sobald also eine Differenz zwischen Publikum und Analysierendem etabliert war, war die Beseitigung dieser Differenz Gegenstand aufklärerischen Engagements und damit Ursprung jenes ominösen Bildungsauftrags des öffentlichen Mediensystems. Das Publikum in diesem Sinne ist also bestenfalls bildungsfähig, mit mehr Souveränität ist einfach nicht zu rechnen. Ein derartiges Publikum mag zwar lästig sein, es ist jedoch selten störend, wenigstens kann es per Definition nicht die Kreise der Theorie stören.

Demunerachtet tut es genau das hartnäckig. Die Kalküle gehen selten auf, der Bildungsprozess funktioniert nicht wie vorgesehen. Die Präferenzen des Publikums verweigern sich hinterhältig dem theoretisch vorgesehenen Gang der Dinge. Die Frage ist nur, ob die Inversion funktioniert, also die Rekonstruktion des Publikums als Subjekt. Nun wurde dieser Status dem Publikum keineswegs in einem Zug, sondern äußerst zögerlich und sukzessive zugestanden. Die Zugeständnisse an das Publikum sind also zugleich, so wenigstens das Konstruktionsprinzip, Eingeständnisse wissenschaftlicher Defizite und solche Konfessionen erfolgen in der Regel nur unter Druck. Das Publikum wurde also zum Souverän, der es in der ökonomischen Konstruktion immer schon war, weil die Theorie ihre behauptete Souveränität nicht einlösen konnte.

Nun gibt es bei diesem Spielchen zwischen dem Publikum und seiner Theorie einen alten Schiedsrichter, das faktische Rezeptionsverhalten und seine Prognostizierbarkeit. Die Produzenten lösen sich zwar nicht vollständig aus der Verantwortung, sie rutschen in die Position des Objekts, die wenigstens solange bequemer ist, solange eben nur die Verantwortung gemeint ist, der Rest jedoch weitgehend unbeeinträchtigt abläuft. Nun sieht die Konstruktion des Publikums mit Gefälle zwar keine vollständige Verfügbarkeit des medialen Produkts für den Rezipienten vor, umgekehrt aber eine wenn nicht vollständige, so doch wesentliche Verfügbarkeit des Rezeptionsprozesses für den Medienwissenschaftler. Nur bleibt das wesentlich Fiktion; berechenbar ist die Entsprechung gegenüber diesem Modell also das prognostizierbare Wohlverhalten und die schlichte Negation, die Zurückweisung, das Ablehnen der Rezeption. Diese Dialektik kennt dabei prinzipiell kein drittes. Allerdings ist das, was sich da abspielt, offenbar das, was sich zumeist abspielt und für die Unsicherheit im Kalkül sorgt: eben jener Bruch der Codes, den Baudrillard beim Graffiti feststellte. Das Subjekt als Herr seiner Selektionen, seiner Interventionen, seines reflexiven Umgangs und interaktiven Eingriffs, also das in die Medienwelt transponierte bürgerliche Subjekt, erfährt seinerseits eine alles andere als irrelevante Transformation: Es findet sich wieder als Herr der Fernbedienung. Diese zumindest war

nicht vorgesehen, sie ermöglichte Skandierungen und Rhythmisierungen von Programm in den Frequenzen, die die Umschaltgeschwindigkeit der Empfangsgeräte hergab.

Die Fernbedienung ermöglichte wenigstens eine bedingte Subversion des vorgesehenen Programms und sie wird auch prompt gefeiert: Als Beleg jener Unverwüstlichkeit des Subjekts, die sich stets Raum schaffe und prinzipiell nicht zu unterdrücken sei. Die Zielvorstellung und die Markierung des Subjekts haben die Zeremonienmeister des Zappings von den Verkündern der Totalität übernommen, sie finden es nur in der Dekonstruktion der Medienproduktion wieder. Das Subjekt siedelt also von der Konstruktion in die Dekonstruktion über, es wird negativ, aber immerhin: es ist überhaupt. Der Bruch des herrschenden Codes ist damit der Ort des Subjekts und er unterscheidet sich dabei noch gar nicht einmal so sehr von jenem riskanten Umgang des Künstlers mit dem Stil, den Adorno herausfand. Einen Unterschied allerdings gibt es bei dem Ganzen doch: Es kommt nämlich nichts dabei heraus. Der Zapper erzeugt zweifellos sein eigenes Programm, das sich vom gelieferten unterscheidet und diese Differenz kann sich bis zum Stil der Programmverarbeitung ausweiten, wenigstens prinzipiell.

Trotzdem kann der Zapper kaum ernsthaft auf jenen ihm nur zu willig verliehenen Subjektstatus Anspruch erheben. Denn es gibt einige nicht unwesentliche Einschränkungen: Das Material entzieht sich der Verfügbarkeit des Zappers, er kann es aufscheinen lassen oder abstellen, er kann es jedoch nicht verändern. Auch über die Zeitdimension verfügt er allenfalls negativ und dort ist er auch nur in einem selektiven Sinne Herr der Kombinationen. Zapping ist das Prozessieren von Versuchen, ohne über Wissen darüber zu verfügen, was versucht wird. Das Subjekt ist also weder Herr im eigenen Haus, noch Herr über die Ergebnisse des Verfahrens. Der Zapper bleibt Objekt, wenn auch ein unwilliges.

Der Eindruck des Subjektstatus drängt sich einzig angesichts der Unberechenbarkeit des Resultats auf: Die Wege des Zappers sind wundersam, zumindest verwundern sie den Analysierenden. Allerdings verdankt sich diese Unberechenbarkeit, die ja dafür sorgte, dass das Subjekt im Herzen der Kommunikationstheorie wieder ins Spiel kam, keineswegs einer Leistung des Subjekts, sondern schlicht der Fülle der Programme und damit der Zahl der Kombinationen. Das bloße Switchen zwischen zwei oder drei Kanälen mag noch berechenbar sein und lässt daher auf ein Objekt schließen, das Springen zwischen 100 oder 200 ist es nicht mehr. Die kommerzielle Vermehrung der Kombinationen schafft wenn schon nicht das Subjekt, so doch den Subjekteffekt, dem die Medienwissenschaften hinterher laufen. Der Subjekteffekt wenigstens nach dieser Konstruktion verdankt sich einer Überkomplexität, die mittels der Einführung eines Subjekts wieder reduziert und medienphilologischer Analyse kompatibel gemacht wird. Unübersichtlichkeit erzeugt so den Bedarf für ein Subjekt, sie bedeutet jedoch noch längst nicht, dass all das, was man an dieser Stelle wiederfindet auch zum Subjekt taugt, nur weil es die nötigen Merkmale aufweist. Es gilt also: Jede Unübersichtlichkeit deutet zwar auf den Bedarf für ein Subjekt hin, nicht jede bedeutet jedoch auch automatisch, dass dann auch eins existiert.

Das interaktive Potential der Fernbedienung, ein weiterer Probestein des Subjekts, ist beschämend beschränkt. Der Code, den es zur Verfügung stellt, ist bestenfalls elementar zu nennen. Und er bleibt, um es mit Metz zu formulieren, eine Rhetorik, die mit etwas Unbekanntem und Unverfügbarem umgeht, und kein Kode. Unser zeitgemäßes stellvertretendes Subjekt, der Zapper, sucht sich also in einer Fremdsprache, die er nicht spricht, zu artikulieren, und eine solche Sache kann eigentlich nur schief gehen. Unser Supplement-Subjekt weiß dabei noch nicht einmal etwas von dem, was es macht und kann. Es ist aufgrund der Unverfügbarkeit seiner Äußerungen und Ergebnisse prinzipiell nicht selbstreflexiv: es ist eben kein selbstbewusstes Subjekt, sondern ein zufälliges, das sich selbst notwendig nicht kennt. Das Subjekt bleibt sich selbst Rätsel und es hat auch gar keine Zeit zur Reflexion, denn es wird durch den permanenten Zwang zur Selektion getrieben: Also nicht auratisch wahrnehmendes Subjekts, sondern müde zerstreuter Examinator, von etwas, das man stets nicht kennt, wiewohl es immer das Alte ist und daher selten Überraschungen birgt. Der Zapper produziert keine Individualität, sondern eine Familienähnlichkeit, von der es in der medialen Rezeption jedoch immer nur eine gibt, und mit dieser Identität befindet man sich unversehens wieder in jener negativen Totalität, die den Anlass zur Eloge auf den Zapper bildete. Das Subjekt auf der Flucht zwischen den Kanälen ist also keines, wenigstens keines im aufklärerischen Sinne. Zu einem solchen wird es erst durch den Bedarf der Kommunikationswissenschaft. Das Subjekt ist so kaum mehr als der Sündenbock für die Unzulänglichkeiten eines theoretischen Modells.

Die Modellierung dieses Subjekts verlangt, dass es wenigstens der Form nach dem ähnlich sei, was es ersetzen soll: dem autonomen Subjekt der Aufklärung – das selbst immer eine Imagination faktischer Ohnmacht wenigstens der Intellektuellen war, das es also, wir wissen es, faktisch nie gegeben hat. Nun, unter den Konditionen von Programmbouquets und unübersichtlich vielen Kanälen, also unter den Konditionen eines weitgehend habitualisierten Ausweichens bedarf das Subjekt nicht nur eines Orts, den zwischen den Kanälen, und einer Materialität, der der Fernbedienung, sondern es bedarf vor allem einer Ausdrucksform, dem qua Zapping hergestellten ‚individuellen‘ Programm, und eines ebenso autonomen Wissens. Der autonome Zugang, der unberechenbare Zugriff erzeugt nicht nur vollkommen eigene Routinen im Umgang mit medialen Offerten, sondern angeblich ebenso eigene Arten des Wissens, die die entsprechenden Zugriffsroutinen affirmieren. Das autonome Subjekt der Medien produziert, so wenigstens das Konzept, nicht nur eigene Handlungsroutinen, sondern eigenes Wissen. Zumindest ist das Wissen eigenartig: Die genaue Kenntnis über die Schnitttechniken, die die Kettensäge probat ins Bild setzen, die elaborierten Filiationen der Motive von Gebrauchsvideos, die erschreckende Vollständigkeit eines Wissens, das keiner braucht und das, wenn es denn partout irgend jemand wissen wollte, beruhigt jedem drittklassigen Datenbankprogramm anvertraut werden kann, ist das Komplement jener Selektions- und Zugriffsroutinen jenes autonomen Subjekts der Fernbedienung

oder des Videoverleihs und der Tauschbörsen. Das Wissen, das keiner braucht, ist funktionslos noch in einem weiteren Sinne: Es ist nur für den Konsum bestimmt, also totes Kapital oder Revenue im Marxschen Sinne. Das Wissen ist nicht in der Lage, weiteres Wissen zu generieren, es ist unfähig noch zu der geringsten Prognose. Die peinlich genaue Kenntnis der Top Ten der vergangenen Jahre erlaubt nicht die einfachste Spekulation darüber, wie die des kommenden Jahres aussehen mag. Was also von dem Subjekt der Fernbedienung massenhaft hervorgebracht wird, ist ein Kretinwissen, das selbst die Fachleute, die die Gegenstände dieses Wissens selbst produziert haben, mit seiner Genauigkeit überrascht. Das autonome Subjekt hat sich auf die Registraturroutinen des Sammlers zurückgezogen und kein mediales Produkt ist unbedeutend genug, dass es nicht noch von solchen Routinen erfasst und mit ihrer Hilfe verarbeitet werden könnte.

Nun sind derartige Attribuierungen deutlich und von daher ist durchaus Vorsicht und Zurückhaltung geboten. Die Autonomie des Rezipienten ist also zunächst einmal eine Attribuierung, die sich den Schwierigkeiten der Theorie verdankt, den Rezeptionsprozess zu kontrollieren. Sie ist also selbst mit einer ähnlichen Vorsicht in den Verkehr zu bringen. Allerdings verdankt sich das Zögern der Kommunikationswissenschaft nicht dem Respekt vor den Risiken einer möglichen Fehlattuierung, sondern vielmehr den Schwierigkeiten zuzugeben, wie wenig man vom Rezipienten weiß. Der Abstand von der Attribuierung markiert zunächst und vor allem die Zurückweisung einer prinzipiellen Differenz zwischen den Usancen eines Publikums und denen seiner Beobachter. Nun unterliegt die Beobachtung stets und nachhaltig dem bekannten Beobachterparadox, so dass, wenn keine Differenz zwischen der Beobachtung des Wissenschaftssystems und der des Rezipienten gemacht wird, es sich zumindest prinzipiell um eine Selbstbeobachtung handeln würde. Die Differenz zwischen Wissenschaftssystem und Publikum ist also keineswegs zufällig, sondern sie ist notwendig, wenn so etwas wie Rezeption überhaupt der Beobachtung zugänglich sein soll, und sie schließt die gleichzeitig Beobachtung dieser Beobachtung aus. Wir befinden uns also in einer einigermaßen paradoxen Situation: Wissenschaftliche und konventionelle Medienrezeption müssen sich unterscheiden, gleichzeitig läuft man, wenn man auf eben dieser Differenz insistiert, Gefahr mit Fehlattuierungen zu operieren.

Wie also steht es um diese offenbar so prekäre Differenz zwischen Wissenschaft und Rezipient? In der Hermeneutik hat sich statt der riskanten Aufteilung der Umgang mit graduellen Differenzen eingeschlichen: wissenschaftliche Interpretation bleibt vor allem Ausdruck eminenten Kennerschaft und unterscheidet sich damit wenigstens nicht prinzipiell von jeglicher laienhaften Rezeptionspraxis. Die Differenz wird also allenfalls als graduelle zugelassen. Es besteht insofern kaum ein Anlass, auf die Ergebnisse und Usancen faktischer Rezeption herab zu schauen und damit zu Mustern wie dem der Third Person Attribuierung“. Dennoch ist sie durchaus gerade auch auf diesem Terrain zu finden, obwohl es das einzige Feld ist, bei dem eine solche Attribuierung und damit ebenso das Risiko einer

Fehlattribuierung überhaupt vermeidbar wäre. Denn nur das Operieren mit graduellen Differenzen kennt überhaupt einen solchen Grenzbereich, in dem sich Wissenschaft und unmittelbare Rezeption überschneiden können. Der Vorwurf an die Kritische Theorie, sich mit großbürgerlicher Arroganz über das Publikum und seine Bedürfnisse hinwegzusetzen, wird ausgerechnet von jenem hermeneutischem Terrain aus erhoben, auf dem sich die Frankfurter Schule selbst immer bewegte. Das Problem ist also offenbar ein internes: Es gibt abweichende Urteile; der Geringschätzung folgt die Wertschätzung und man weiß nicht, mit welchem man richtig liegt.

Derartige unterschiedliche Konjunkturen lassen sich aber über unterschiedliche Attribuierungsstrategien nicht erledigen. Das Problem der Kritischen Theorie ist aus der Perspektive der gegenwärtigen Medienphilologie nicht, dass sie das Verhalten des Rezipienten bewertete, sondern eigentlich nur, wie sie es bewertete, es ist also nicht eine Frage der Attribuierung an sich, sondern wie diese ausfiel. Man ist zwischenzeitlich offensichtlich mit den von der Frankfurter Schule hervorgebrachten Resultaten unzufrieden. Nun ist es keineswegs ungewöhnlich, dass Wertzuschreibungen sich im Laufe historischer Wechselfälle ändern, allerdings stellt sich dennoch die Frage nach der Funktion einer solchen Revision. Weiterhin stellt sich die Frage, warum die hermeneutische Reflexion überhaupt zur Applikation von Werten tendiert.

Die Dialektik von Apokalypse und Integration, in die das Publikum sich verstrickt fand, ist schon recht früh begriffen³ worden; allerdings blieb es auch dabei: Dennoch findet diese Dialektik durchaus auch heute noch ihre Abnehmer⁴. Dabei bestimmt die jeweilige Position in dieser Dialektik notwendig das, was dann vom Publikum zu halten ist, denn natürlich steht der Apokalypse der Untergang des Publikums ebenso gut zu Gesicht wie dessen leichthändiger Triumph den Enthusiasten. Wenn also die Frage nach der aus hermeneutischer Perspektive offenbar unabwendbaren Attribuierung sich als die Frage nach der Position in dieser Dialektik herausstellt, dann muss es um die Funktion der jeweiligen Bewertungen gehen: Die Apokalypse ist durchaus noch vor dem Untergang dienlich, ja sie rechnet insgeheim stets damit, dass bis dahin noch einiges an Zeit vergehe, die sie zu nutzen beabsichtigt. Nun begleiten die Apokalyptiker jegliche Reformatierungen des Mediensystems, die immer dann notwendig werden, wenn es um Reorganisationen des Mediensystems aufgrund von Funktionsänderungen bekannter Medien oder aber des Auftretens gänzlich neuer Medien geht. Insofern evoziert jedes neue Medium mit Massenrelevanz, das ins Mediensystem drängt, selbst die apokalyptischen Empfindungen in diesem System. Dass Medien in solchen Initiationen keineswegs nur mit Verdacht belegt werden, sondern genauso nachhaltig als Erlöser begriffen werden, dafür sorgt die Fraktion der Enthusiasten und Integrierten. Integrierte und Apokalyptiker unterscheiden sich zunächst vor allem durch ihren

³ Eco

⁴ Enzensberger

Gegenstandsbereich. Beschränken sich die Apokalyptiker noch auf die Verteidigung des traditionellen Terrains, so kümmern sich die Integrierten um das jeweils neue Medium oder was sonst sich noch außerhalb der Grenze des tradierten Objektbereichs tummelt. Die Bewertung basiert also auf einer differentiellen Konstruktion des Objektbereichs und dessen gleichzeitiger normativer Einschätzung, wobei natürlich hinter solchen Gegenstandskonstruktionen durchaus noch weitere Interessen stehen: Der Verteidigung erworbener Marktpositionen steht das Interesse am Gewinn neuer Marktanteile gegenüber; Gegenstandskonstruktionen sind so alles andere als akademisch, lassen sie sich doch stets sozio-ökonomisch reformulieren. Das Lob des Publikums bedeutet allerdings noch längst keine Absage an das Verfahren der Attribuierung an sich, denn auch die Wertschätzung des Rezipienten nimmt eine Third-Person Attribuierung vor, nur sind jetzt eben die Rollen vertauscht. Die vormalige Negativität des Rezipienten hat offenbar auf den Analysierenden abgefärbt: Die Medienkritiker sind nun jenes Dritte, das ausgeschlossen wird.

Es stellt sich also die Frage, warum der hermeneutische Diskurs nun ausgerechnet stets mit normativen Gegenstandskonstruktionen operiert. Die hermeneutische Rekonstruktion eines Objektbereichs baut eine stabile Relation von Objektbereich und der im hermeneutischen Akt der Interpretation vorgenommenen Sinnzuschreibung vor: Sinn und Objektbereich fallen von daher tendenziell zusammen, was zugleich heißt, dass außerhalb des Objektbereichs dieser Sinn zumindest nicht gegeben ist. Die Struktur des hermeneutischen Aktes als Identifizierung von Sinn und Objekt erzwingt eine solche Differenz von Geltung und Nichtgeltung des betreffenden Sinns. Das Andere des Sinns ist also stets das Negative. Insofern steht zu erwarten, dass auch das Lob des Publikums seinen negativen Ausschluss kennt.

Das Problem der Third-Person-Attribuierung löst sich mithin unter der Hand auf. Hermeneutische Diskurse kennen immer schon ein drittes, das sie, da sie es nicht einschließen können, nicht nur links liegen lassen, sondern normativ ausschließen. Der negative Ausschluss eines Dritten ist also ein hermeneutisches ‚Muss‘. Dieses bezieht sich entweder auf die der Sinnsetzung inkompatiblen Teile des Objektbereichs und das diesem als zugehörig vermutete Publikum oder aber auf die ästhetische Medienkritik. Die Hermeneutik kennt also stets eine dritte Person, die sie nicht schätzt: Entweder das Publikum oder den Medienkritiker. Der Imperativ der Wertung ist mithin eine hermeneutische Kondition, die nicht einfach zu dispensieren ist. Dass ‚die‘ Medien zu einem solchen Dritten avancieren und dass sie gleichermaßen ungenau wie ungerecht traktiert werden, ist keineswegs unverständlich, wird der Objektbereich bedacht, in dem der hermeneutische Diskurs eigentlich heimisch ist, nämlich die Polyvalenz ästhetischer Diskurse. Die forcierten Eindeutigkeiten der medialen Produktion machen die Anstrengung des Sinns überflüssig, ist er doch selbstevident. Umgekehrt ist es natürlich gerade die Ideologiekritik, die der fröhlichen Sinnsetzung auf dem Felde medialer Alltäglichkeit ihre Grenzen

aufzeigt. Und so verwundert die drückende Negativität, mit der ihr auf dem Felde der Integrierten begegnet wird, keineswegs.

Das, was als hermeneutischer Imperativ auf diesem Feld zu betrachten wäre, ist also der Zwang zur Bewertung und zur gleichzeitigen Dichotomisierung wenigstens des Objektbereichs. Beides zusammen führt dazu, dass, wiewohl zur Unterscheidung unterschiedlicher Lektürestrategien eigentlich kein Anlass besteht, dennoch solche Differenzen gefunden werden.

Alle anderen methodischen Rekonstruktionen von Rezeption müssen eine solche Differenz zwischen Alltagshermeneutik, also jener faktischen Rezeption, und ihrer Beschreibung durch das Wissenschaftssystem notwendig hervorbringen und setzen sich, indem sie die Differenz erzeugen eben auch dem nicht unerheblichen Risiko aus, diese Differenz auch zu bewerten, was für den Rezipienten nicht unbedingt schmeichelhaft ausfällt.

Dennoch gibt es offenbar Differenzen trotz aller Gefahren der Fehlattribuierung
Überlagerung von Marxscher Differenzierung hermeneutischem Bedarf an Wertung, Kunst Nicht Kunst
opposition unnd Medien

Die Konstruktion eines Subjekts ist vor allem eine Entlastungsstrategie für die die ich wenigstens in Maßen noch als ein solches selbst konstituieren: Die Produzenten und die Beobachter. Indem dem Publikum die Verantwortung für seine Rezeption weitgehend überlassen bleibt, bleibt wird Kontrolle und Verantwortung getrennt. Die Konsequenz, wenn das Publikum versagt, besteht nicht in einer Änderung des Systems, sondern in einer Nachqualifizierung er betreffenden Teile des Publikums.

Das Subjekt als Zapper

Kretin-Wissen